

rungswort und Verkündigungssituation zu sein (38), ausgerichtet auf die Fragen von heute und mit durchaus kritischer Funktion innerhalb der Kirche (45).

Dieser Weg müsse freilich gekennzeichnet sein von „historischer Anamnese“, die der Verfasser sorgfältig von Historismus unterscheidet. Inhaltlich vordringlich sei eine christologische und eschatologische Reduktion und Konzentration (72). Trotz seines Plädoyers für geschichtliches Denken oder gerade wegen des richtigen Verständnisses von Geschichtlichkeit weist der Verfasser die Rede vom „Ende der Metaphysik“ ab; die Theologie dürfe nicht auf allgemeingültige metaphysische Kategorien verzichten (78). Einen starken Akzent legt er auf den inneren Zusammenhang von Theorie und Praxis, die Konkretheit der Wahrheit, das Tun der Wahrheit. Etwas verkürzend kann man die Ausführungen, die besonnen, gelassen und optimistisch sind, mit Kaspers Worten selbst so zusammenfassen: künftige Dogmatik müsse mehr Quae-stio, weniger Thesis sein (86).

Es handelt sich hier also um eine höchst beherzigenswerte Programmatik. Man möchte wünschen, daß sie der Verfasser an einem der dogmatischen Traktate (wenn es das inskünftig noch gibt) selbst verwirklicht. Abschließend sei eine kleine kritische Bemerkung gestattet. Bei der großen Zahl der im Text angeführten Namen ist es bedauerlich, daß Karl Rahners theologische Leistung nicht gerechter anerkannt wird (und so zum Teil offene Türen eingerannt werden). Gerade im Zusammenhang mit der apostrophierten Praxisbezogenheit der Theologie hätten z. B. Entwurf und Ausführung des „Handbuchs der Pastoraltheologie“ berücksichtigt werden müssen, wenn schon andere Leistungen Rahners eher zur Neuscholastik gerechnet werden. *H. Vorgrimler*

SCHILLEBEECKX, Edward: Der Amtszölibat. Eine kritische Besinnung. Düsseldorf: Patmos 1967. 100 S. (Theologische Perspektiven.) Paperback 8,80.

Von den zahlreichen, nach dem Konzil zum Thema Zölibat erschienenen Studien und Büchern hat dieses zweifellos das höchste Niveau.

In einem sachlich informierenden Teil wird zuerst aufgezeigt, wie es im Verlauf der Kirchengeschichte zur Verbindung des Zölibats mit dem „Amt“ gekommen ist; dabei werden Zeugnisse geboten, die in den üblichen Übersichten fehlen. Sodann werden die verschiedenen Motivierungen für den Zölibat einer kritischen Sicht unterzogen. In der darauf folgenden Neubesinnung läßt der Verfasser keinen Zweifel daran, daß er grundsätzlich den Zölibat für die Priester der lateinischen Kirche bejaht. Das gültige Motiv erklärt er von einer allgemeinen Erfahrung her: daß es weltliche Berufe gibt, die den Menschen so sehr anfordern, daß eine Ehe den berechtigten Anforderungen des Partners nicht genügen könnte. Es gibt Wertkonkurrenzen und darum die Pflicht zur Wahl. So sieht er den Zölibat nicht in innerem Zusammenhang mit Funktionen oder Dienst des Priesters, wohl aber begründet in der (idealen) priesterlichen Existenz. Das innerste Motiv lautet: um Jesu oder um des Reiches Gottes willen nicht mehr anders können. In diesem Sinn ist Schillebeeckx „härter“ als das Konzil und viele heutige Autoren: wie diese weist auch er eine objektiv notwendige Verbindung von Priestertum und Zölibat ab, aber er betont den subjektiven Zusammenhang (und das Durchhalten der entsprechenden Berufung) sehr stark.

Für die heutige Situation der Kirche spricht er jedoch den Wunsch aus, die amtliche Kirche möge noch mehr Verheiratete als bisher zum Priestertum zulassen. Freilich liegt hier ein gewisser Mangel an Konsequenz vor. Zum einen besteht er in dem Kriterium der Auswahl: bisher sind es Konvertiten, die als Verheiratete zu Priestern der lateinischen Kirche geweiht werden; für die nähere Zukunft denkt man an ältere Familienväter. Wenn die lateinische Kirche in diesen Fällen von ihrem Zölibatsvorbehalt abgeht, wäre mindestens eine Begründung fällig. Zum anderen ist die höhere Weihe als trennendes Ehehindernis höchst fragwürdig. Die entsprechenden Stellen der Pastoralbriefe sind exegetisch dunkel; wahrscheinlich meinen sie die beständige eheliche Treue (Schillebeeckx 15 f.). Ost- und Westkirche haben daraus eine Vorschrift ge-



macht, die möglicherweise nur noch rechts-positivistische Willkür ist. Schillebeeckx hat (96 f.) dankenswerterweise darauf hingewiesen. Er darf das aussprechen, gerade weil er gegen die Abschaffung des Zölibats ist (99).

H. Vorgrimler

LUBAC, Henri de: Geist aus der Geschichte. Das Schriftverständnis des Origenes. Einsiedeln: Johannes Verlag 1968. 522 S. Lw. 45,-.

Man hat Origenes öfter vorgeworfen, er habe durch seine Exegese die Geschichtlichkeit der in der Bibel berichteten Ereignisse aufgelöst. Dies ist, wie im vorliegenden Werk überzeugend bewiesen wird, keineswegs der Fall. Aber diese Meinung konnte deswegen entstehen, weil das Vorgehen des Origenes mit der heutigen Exegese wenig gemeinsam hat und auf anderes aus ist. Seine Schrifterklärung ist zugleich Dogmatik und Anleitung zum christlichen Leben, und zwar vor allem letzteres, da die Kenntnis der christlichen Lehren beim Leser vorausgesetzt wird. Er hatte dafür schon bei Paulus ein Vorbild. Zugrunde liegt die Überzeugung, daß der eine Gott Urheber beider Testamente ist und darum eine verborgene Einheit durch die Schrift hindurchgeht. Das Neue Testament erfüllt das Alte, aber so, daß es die Erwartungen und Auffassungen zugleich grundlegend verwandelt. Durch seine Erklärungen machte Origenes die Offenbarung des Alten Testaments für die junge Christenheit nützlich und hob dieses zugleich vom Judentum ab. Und indem er an der Geschichtlichkeit des Berichteten festhielt, setzte er sich in einem entscheidenden Punkt von den damaligen allegorischen Erklärungen des Homer und anderer alter Schriftsteller durch die Heiden ab. Er hat damit der damaligen Christenheit einen großen Dienst geleistet, und durch seine Lehren vom geistlichen und mystischen Leben ist er auch für uns noch von Bedeutung. Überall spürt man in dem Buch die überlegene Kenntnis der Werke und ein tiefes Eindringen in ihren Geist. Die Übersetzung durch Urs v. Balthasar läßt vergessen, daß es eine Übersetzung ist. Das Gotteswort der Bibel hat sozusagen zwei Gesichter, ein göttliches

und ein menschliches. Die heutige Exegese hat sich mit Eifer und Erfolg letzterem zugewandt. Aber man kann fragen, ob und wie weit sie mit ihren Methoden durch es hindurch auch des göttlichen ansichtig werden kann.

A. Brunner SJ

SCHIFFERS, Norbert: Fragen der Physik an die Theologie. Die Säkularisierung der Wissenschaft und das Heilsverlangen nach Freiheit. Düsseldorf: Patmos 1968. 271 S. Paperback 19,80.

Die Grundfrage der Physiker, die der erste, historische Teil der Abhandlung herausarbeitet, ist eigentlich nur indirekt an die Theologie gerichtet; denn es ist die Frage, die sich auch und gerade heute die Wissenschaftstheorie stellt: Worin besteht und gründet der Zusammenhang zwischen der vorgegebenen materiellen Wirklichkeit einerseits und den vom Menschengestalt ersonnenen und mathematisch formulierten physikalischen Theorien andererseits? Kepler suchte die Antwort in der Annahme einer von Gott in die Schöpfung hineingelegten Harmonie; Descartes verflüchtigte das Problem, indem er durch seine totale Geometrisierung die Physik zur Mathematik machte; Newton interpretierte seinen absoluten Raum als „sensorium Dei“ und zog dadurch Gott in einer theologisch wie physikalisch gleichermaßen unglücklichen Weise in die Grundlegung der Physik hinein; Kants transzendente Begründung sah sich der Kritik durch die Relativitätstheorie ausgesetzt; Einstein tendierte nach einer kurzen positivistischen Phase zu einem pantheistischen Rationalismus und versperrte sich darin dem Komplementaritätsdenken der „Kopenhagener Interpretation“ der Quantenphysik, die einen letzten Dualismus stehenlassen zu wollen scheint.

Der zweite, systematische Teil ist weniger eine Antwort auf diese Fragen als ein Aufruf an die Theologie, ihrerseits ein gleiches kritisches Bewußtsein gegenüber der eigenen Theorienbildung zu entwickeln und so die Voraussetzungen für ein Gespräch mit den Physikern zu schaffen. Vor allem möchte Schiffers die